



Sklavenketten.

Roman nach Mrs. Alexander von J. Frick.

Fortsetzung

„Ich verstehe. Es ist eine schwierige Frage und verlangt Diplomatie. Ich vermute, ich soll Ihnen helfen?“

Marjory zögerte, zerrte nervös an ihrem Handschuh und sagte dann leicht verlegen:

„Ja, denn ich weiß, Sie können mir helfen. Ich schäme mich aber Sie darum zu bitten, weil ich — weil ich eigentlich unartig gegen Sie war und, was noch schlimmer ist, es nicht einmal bereue.“

„Das verschlimmert die Sache allerdings sehr“, sagte Ellis scheinbar ungeheuer ernst. „Sie waren wirklich sehr unartig gegen mich!“

„O, nein, nicht sehr.“

„Wollen Sie mir eine Frage ehrlich beantworten? Ich verspreche Ihnen im Voraus, nichts übel zu nehmen, was Sie mir auch sagen. Also offen! Warum mögen Sie mich nicht?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Marjory, „das heißt,“ sie erröthete heftig, „ich mag Sie wohl, nur —“

„Das genügt! Ich bin dankbar zu wissen, daß Sie mich nicht hassen. Ich darf also Hoffnung haben, daß Ihr ungerechtes Vorurtheil mit der Zeit schwinden wird!“

„Das hoffe auch ich“, sagte Marjory, ihn offen ansehend, „gegenwärtig verstehe ich Sie noch nicht recht und bin mir nicht sicher. Ach, lassen Sie uns an diesem wunderschönen Abend nicht über solche unangenehme Dinge sprechen. Ich fühle, wie freundlich Sie sind, ich fange an, zu glauben, daß ich Sie gern haben kann nur — der Hund —“

„Aber Marjory, das ist thöricht!“

„Vielleicht.“

„So wollen Sie meine Hilfe nicht anrufen?“

„Nein, aber wenn Sie mir dieselbe freiwillig geben wollen, so werde ich sie dankbar annehmen.“

„Nun denn, so gebe ich sie Ihnen! Sind wir jetzt Freunde?“

„Ja, wenn Sie es der Mühe werth halten.“

Er lächelte vielsagend.

„Es ist sonderbar, aber ich wünsche es. Kommen Sie, eben beginnt man einen kostbaren Walzer. Wo lernten Sie tanzen?“

Und er führte sie in die Halle.

„Meine Freundinnen lehrten es mich. Sie hatten Unterricht darin. Ich durfte nie Extrastunden nehmen, darum bin ich auch so unwissend in allem!“

„Sehen Sie dieses Bild an!“ unterbrach Ellis sie, vor einem Spiegelt Hant machend. „Meinen Sie, ein so reizendes Wesen hätte gründliches Wissen nöthig?“

Marjory zog verletzt ihren Arm aus dem seinen.

„Ich möchte etwas in meinem Kopf haben. Sie sind recht garstig, wenn Sie sich über mich mokiren!“

„Mokiren!“ wiederholte er. „Gewiß nicht; ich sprach vielmehr vollkommen ernst. Aber — wir werden den Walzer verlieren!“

Und sie tanzten miteinander, das herrlichste Paar im Saal; Marjory war es wie ein Traum.

Als die Musik schwieg, führte Ellis seine reizende Partnerin in das dümmlich erleuchtete Boudoir zurück. Es war indes nicht mehr leer.

Nachdruck verboten.

„Was haben Sie von Ihrem anderen Bruder gehört? Wie hieß er doch gleich?“ spann Ellis nach einer Pause ein neues Gespräch an.

Sie sah voll zu ihm auf.

„Did!“ antwortete sie. „Ach, ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er vertrug sich nicht mit seiner Mutter und ging vor mehr als einem Jahr aus dem Hause. Ich hörte nie mehr von ihm!“

„So ist er der richtige Thunichtgut?“

„Nein, o nein, wirklich nicht!“ protestirte sie entschieden. „Er ist so gefest, so ruhig, kurz alles, was gut ist.“

„Welch gefährlicher Charakter!“ spöttelte Ellis. „Stille Wasser gründen tief!“

„D natürlich lachen Sie über mich,“ sprach sie beleidigt.

„Kannten Sie aber Did —“

„So würde sich meine Ansicht vielleicht nur noch befestigen.“

„Ah, hier sind Sie, Miß Ueland! Ich suchte Sie überall. Sie versprochen mir diesen Tanz!“

Und Marjory's früherer Partner trat auf beide zu.

„Miß Ueland ist sehr müde und so viel ich weiß, wünscht sie, auszuruhen“, legte sich Ellis ins Mittel.

Aber gerade das reizte Marjory auf.

„Ich habe mich bereits ausgeruht, die Musik klingt zu verführerisch!“ rief sie, aufspringend und mit ihrem Partner in den Ballsaal verschwindend.

„Beim Himmel, verlassen!“ sprach Ellis stürmisch und zu sich selbst. „Ich träumte bereits von einem Erfolg und sie scheint die Gesellschaft dieses unbedeutenden Seefadetten gerade so sehr zu lieben, wie die meinige. Sie ist das erste Weib, das mir widersteht!“

Alles war zu Ende. Marjory befand sich allein in ihrem Zimmer, aber sie schien noch immer nicht daran zu denken, sich aufzuleiden. Sie steckte die Lichter neben dem Ankleidespiegel an und betrachtete sich.

Mr. Ellis hatte mit keiner anderen als mit ihr getanzt. Wenn ein so weltmännischfühlender Mann sich mit ihr unterhielt, so mußte sie doch immerhin etwas mehr als passabel sein; nur aus Eutmüthigkeit that er es sicher nicht. Der Gedanke erregte sie so, daß sie einen paß feul vor dem Spiegel tanzte, um dann über sich selbst zu lachen.

„Welch ein Spaß wäre es, wenn er Gefallen an mir fände, damit ich ihm zeigen könnte, daß, trotzdem er ein großer Mann und ich dagegen nur ein Niemand bin, ich mir doch keinen Strachalm um ihn kümmern! Ich muß aber sehr freundlich gegen ihn sein, da er mir für Georg eine Einladung besorgen will. Gut! Georg! Vielleicht hat er etwas von Did erfahren!“

Und wie an Zauberfäden spannen sich ihre Gedanken weiter und weiter, bis der holde Genius des Schlafes sie hinüberleitete in sein Traumreich.

Am nächsten Tag kam Ellis zum Diner zurück. Er bedankte Marjory, ehe sie in das Schlafzimmer gingen, den Besuch Georg's sofort zu berühren. Sie that es beherzt. Mr. Carteret

nahm keine Notiz davon, ~~und~~ aber sagte die Mitteilung auf und sagte:

„Ihr Bruder ist zurückgekehrt, Miß Meland? Ich denke Sie werden ihn sehen wollen?“

„Ich wünsche es sehr,“ stotterte Marjory.

„Wie — was?“ rief Mr. Carteret. „Zur Stadt gehen? Gewiß nicht! Wir fangen morgen den neuen Katalog an, somit wäre es höchst unrecht von Marjory, wenn sie weggehen wollte, jetzt, wo ich sie gelehrt habe, sich etwas nützlich zu machen!“

„Ich wünsche nicht, fortzugehen, Onkel, ich möchte aber meinen Bruder sehen.“

„So soll er hierher kommen!“ meinte Ellis mit der ihm eigenen Entschiedenheit.

Dieser Vorschlag schien Mr. Carteret zu überraschen, da aber Ellis es als selbstredend annahm und Mrs. Carteret keine Einwendung dagegen erhob, so sagte er auch nichts.

„Georg wird keinen im Wege sein“, erklärte Marjory. „Während ich mit Ihnen arbeite kann er im Park umhergehen; zudem bleibt er nur ein paar Tage.“

Später, als Ellis mit Marjory allein war, hielt er ihr vor, daß sie so mit Onkel Carteret nicht sprechen dürfe; es sei nicht klug, da es ihm die Idee eingäbe, als sei er noch besonders großmütig. Sie solle solche Dinge als selbstverständlich annehmen.

„Nun aber — habe ich Böses mit Gutem vergolten? Habe ich mein Wort gehalten, trotz Ihrer abscheulichen Desertion gestern?“

„Sie wollten mich nicht mehr tanzen lassen.“

„Wollten Sie es denn noch?“

„Ja; es war meine erste Gesellschaft.“

„Sie hätten vorziehen müssen, neben mir zu sitzen.“

„Warum?“ fragte Marjory und öffnete groß ihre unschuldigen Augen.

„Nun, weil — weil ich es wünschte!“

„Das ist meiner Meinung nach keine Ursache. Sehen Sie, Onkel macht das Schachbrett zurecht.“

„So!“ Ellis trat zu dem Hausherrn. „Ich muß leider Miß Meland ersuchen, meinen Platz einzunehmen; ich habe wichtige Briefe zu schreiben. Lord Beaulieu beauftragte mich, dich zu bitten, morgen hinüber zu kommen. Du sollst ihm deine Meinung über die vorzunehmenden Veränderungen sagen.“

Mr. Carteret, sehr geschmeichelt, nickte.

„Wirklich! Ich bin gern bereit dazu; es wird manches zu tabeln geben, zumal er nur englische Arbeiter benutzt. Ist es schon morgen, so wollen wir hinüber fahren.“

Es war ein schöner Tag. Gleich nach dem Frühstück fuhren sie weg. Marjory fand die Gegend, die Luft, kurz alles entzückend und mit hochklopfenden Herzen dachte sie an die Tage, welche sie hier in der Gesellschaft George's verleben sollte. Mehrmals, wenn sie aufsaß, fand sie Ellis Augen beobachtend auf sie gerichtet, und jedesmal fühlte sie, wie es ihr heiß in Stirn und Wangen schoß.

Am dem Parkgitter angekommen, stiegen die Herren aus. Mrs. Carteret wollte noch einen Besuch machen. Marjory schied sich an, ihr zu folgen, als Ellis plötzlich Mrs. Carteret fragte: „Haben Sie Miß Meland nöthig? Wenn nicht, möchte ich ihr Beaulieu zeigen.“

„O, gewiß, thun Sie es; es wird ihr Freude bereiten!“

„Wie — was?“ fragte Onkel Carteret in seiner querlöppigen Weise. „Wenn Sie doch einmal mit uns gehen, dann können Sie mein Skizzenbuch und meine Zeichenstifte tragen.“

Marjory nahm beides lächelnd entgegen und Ellis führte sie durch den Park unter den vornehmen Eichen, den schlanken Buchen dahin.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Marjory,“ sagte Mr. Carteret nach einer Weile. „Ich wußte nicht, daß es so weit sei, und es ist sehr warm.“

„Wir finden gleich, wenn wir um die östliche Ecke kommen, Schatten“, erwiderte Ellis.

„O, da ist das Schloß!“ rief Marjory. „Wie schön erhebt es sich über die Bäume!“

„Einmal fertig, wird es großartig werden,“ versetzte Ellis. „Man arbeitet eben an der Kapelle!“

Im nächsten Augenblick bogen sie um die von Ellis bezeichnete Wegwendung und befanden sich plötzlich mitten in einer lebhaften Szene.

Arbeiter fügten Steine, siebten Sand, steckten Wege ab. Haufen Mörtel, theils fertig, theils roh, lagen da. Männer erstiegen Leitern, um Gerüste aufzuschlagen.

„Ich sehe Beaulieu nicht,“ sagte Ellis, „ich will ihn suchen!“

Im selben Augenblick traf ein kurzer Aufschrei sein Ohr und sich rasch umwendend, sah er in Marjory's erschrockenes Gesicht.

„Was gibt es?“ fragte er sie bestürzt

Mit ausgestreckter Hand deutete sie vor sich hin, nach der Richtung, wo die Arbeiter in voller Beschäftigung waren.

„Sehen Sie — sehen Sie jenen Mann dort?“ stieß sie aus.

„Dort neben dem letzten Haufen Mörtel?“

„Gewiß sehe ich ihn,“ antwortete Ellis, sie zweifelnd ansehend, „es ist ein schlanker, gut aussehender junger Mann!“

„Es ist — es ist Did!“ rief Marjory und Skizzenbuch und Zeichenstifte fallen lassend, eilte sie mitten durch die vielen Arbeiten auf den von ihr bezeichneten jungen Mann zu und griff mit beiden Händen nach seiner staubigen Rechten.

„Did, Did!“ rief sie dabei. „Wie froh bin ich, o, wie froh, daß ich dich wiedergefunden habe! Ich fürchtete schon, dich nie — nie mehr sehen zu sollen! Aber was starrst du mich denn nur so an? Hast du mich vergessen? Kennst du mich nicht mehr? Ich bin es, Marjory, — deine Marjory!“

8.

Die Augen der Liebe.

Minuten verstrichen, ehe derjenige, dem des jungen Mädchens erregte Worte galten, Laute zur Entgegnung findend, ausrief:

„Marjory du — du bist es wirklich? Wie kommst du hierher?“

„Ich — ich bin nicht weit von hier zu Besuch!“ versetzte sie fliegenden Tons. „Aber, o Did, bist du wirklich ein Arbeiter geworden? Trägst du Steine?“

„Darüber bin ich hinaus“, antwortete er. „Ich hoffe bestimmt, daß ich meinen Weg machen werde, und bin froh, daß auch du von Hause fort bist!“

„O, wie hast du mir gefehlt,“ rief Marjory lebhaft, „all die lange, lange Zeit.“

Ein Lächeln erhellt Did's Gesicht.

„Fehltest du mir wirklich?“ fragte er und sein Blick traf den ihren.

Während dieser rasch gewechselten Worte war Mr. Carteret mit Ellis näher getreten.

„Marjory“, sprach er gereizt, „Sie bringen uns ins Aufsehen und Gerede. Was ist das für ein unförmliches Benehmen?“

Das junge Mädchen trafen die Worte wie eben so viele Schläge und ihre blühenden Augen auf den Sprecher richtend, rief sie:

„Aber, Onkel, Did ist doch mein Bruder, mein Stiefbruder! Und ich habe ihn so lange nicht gesehen!“

„Dann ist Ihre Aufregung völlig erklärlich,“ legte Ellis sich ins Mittel. „Miß Meland scheint eine treue Freundin zu sein.“

Did blickte sich rasch nach dem Sprecher um und musterte ihn mit einem großen Blick.

„Sie haben recht,“ sagte er, „das ist Miß Meland. Ich will dich aber nicht aufhalten, Marge“, fuhr er gegen diese fort, „ich habe dir viel zu erzählen. Kann ich dir schreiben oder dich besuchen? Wie ist deine Adresse?“

„Ich bin bei meinem Onkel, Mr. Carteret, in der Langford-Priorei!“ entgegnete sie hastig. „O, werde ich aber auch gewiß von dir hören?“

„Ganz gewiß,“ versetzte er. „Jetzt aber lebewohl, Marjory, auf Wiedersehen!“

Sein leuchtender Blick verfolgte sie noch, als sie sich bereits gewandt hatte und zwischen Mr. Carteret und Ellis wie zuvor dahinschritt.

„Sagen Sie mir, wie es kommt, daß dieser junge Mann in einer so sonderbaren Stellung ist? Ich fürchte, er ist ein Thunichtgut!“ waren Mr. Carteret's erste Worte.

„Durchaus nicht!“ rief Marjory entrüstet. „Er ist brav und tüchtig. Er vertritt sich nicht mit seiner Mutter und haßt es, im Bureau von Papa immer und einzig langweilige Abschriften anzufertigen, darum suchte er sein Glück anderswo.“

„Er scheint bis jetzt das Glück noch nicht gefunden zu haben,“ bemerkte Ellis ruhig.

„Er wird es aber finden, davon bin ich überzeugt!“ antwortete Marjory, und zurückblickend, grüßte sie Did noch einmal mit der Hand.

Er sah weder schlecht aus, noch unglücklich; seine Haltung war ruhig und so würdig, daß selbst die Arbeiterkleidung ihm eine gewisse Bornehmtheit verlieh. Während sie so reflektirte, trat ein kleiner breitschulteriger Herr mit klugen Augen und in grobem Anzug zu ihnen. Die Stimme ihres Onkels schrie: Marjory auf.

„Marjory, Lord Beaulieu spricht zu Ihnen!“

„O, ich bitte um Verzeihung!“ rief sie, ihr sonnig lächelndes Gesicht dem Schloßherrn zuehrend. „Ich hörte es nicht!“

(Fortsetzung folgt.)



Liebe Schwester!

Heute kann ich Dir im Menu das Fischrezept, um welches Du mich gebeten, senden. Ich habe mich recht gefreut, daß ich endlich dazu in der Lage bin. Also:

- 1) Suppe nach Palermo Art,
- 2) Bremer Karpfen,
- 3) Hammelfilet mit feinen Kräutern,
- 4) Kalbskopf, wie junges Hühnchen zubereitet,
- 5) Grüne Bohnen,
- 6) Kuchen mit Erdbeeren,
- 7) Dessert.

Zu der Suppe läßt man in einer Kasserolle 125 Gramm fetten, in feine Scheiben geschnittenen Speck anbraten; 8—10 Tomaten, die man in zwei Teile geteilt und leicht gedrückt hat, damit die Samenkörner entfernt werden, gibt man dazu, deckt den Topf zu und stellt ihn an die Seite des Feuers. Nachher schlägt man alles durch ein feines Sieb.

In einem anderen Topf tut man zwei Eßlöffel Maismehl und ein eiweißes Stück frische Butter. Auf mäßigem Feuer wird es gut durcheinandergesührt und das Tomatenpüree mit zwei Litern Bouillon dazugegeben; man läßt es einmal aufwallen, stellt es zur Seite und läßt es ziehen. Auf den reinen Küchentisch legt man ein Häufchen Mehl von ungefähr 60 Gramm, rührt zwei Gelbeier hinein und tut eine Messerspitze Salz und ein wenig gepulverten Safran hinzu. Wenn der Teig gut verarbeitet ist, rollt man ihn zu einer Masse aus, die ungefähr die Dicke eines Papierblattes hat. Dann schneidet man ihn in Streifen von etwa 10 Zentimeter Länge und der Breite eines Zentimeters und läßt das Ganze in Salzwasser kochen. Kurz vor dem Anrichten wird die Suppe abgeschäumt und entfettet, und eine Messerspitze geriebenen Parmesanfäse darunter getan. Nun wird die Suppe in eine Suppenterrine gefüllt, die Nudeln hineingegeben, die man natürlich vorher hat abtropfen lassen die Suppe abgeschmeckt, ein wenig Pfeffer hineingestreut und zu Tisch geschickt.

Nun der Karpfen! Ein schöner Fisch wird geschuppt, ausgeweidet und in einen Fischtopf gelegt, der mit geschnittenen Karotten, Zwiebeln, Petersilie und Gewürznelken, Cymian und Lorbeer ausgelegt ist. Man begießt den Fisch mit Rotwein und dem Saft von sauren Äpfeln, jedes zur Hälfte, salzt ihn und läßt ihn auf schwachem Feuer langsam kochen. Wenn er gut abgetropft ist, kommt er auf eine längliche Schüssel; das Bratenfett wird durchgeseiht und mit einem Stück frischer Butter gebunden, einmal zum Aufwallen gebracht, über den Karpfen gegossen und serviert.

Das Hammelfilet mit feinen Kräutern, wird von einem Stück, ungefähr 5 Pfund, aus dem Vorderviertel eines Hammels, zubereitet. Schalotten, frische Champignons, Zwiebeln und eine Zehe Knoblauch werden fein gewiegt und in Butter angebraten, dazu tut man eine Messerspitze gehackte Petersilie, etwas Salz und Pfeffer. Der Braten wird geteilt, das Fett, welches die Keule bedeckt, sauber abgelöst, und mit dem oben vorgerichteten Gewürz eingegeben, Salz und Pfeffer zugegeben und mit einem weissen Faden umwickelt, damit er seine ursprüngliche Form behält. Dann kommt er in einen leicht gebutterten Schnellbrater; etwas Butter wird noch hinzugegeben und nun läßt man ihn auf heissem Feuer bräunen, indem man ihn ab und zu mit dem Bratenfett begießt. Vor dem Anrichten werden die Fäden zerschnitten, das Filet wird losgelöst, in schöne, gleiche Scheiben geschnitten und auf einer Platte angerichtet, welche mit Kartoffeln, die in Scheiben geschnitten und mit etwas Knoblauch in heisser Butter gedämpft sind, garniert. Das Bratenfett wird entfettet, man läßt ihn mit etwas Fleischextrakt aufkochen, gießt ihn über das Fleisch und serviert sogleich.

Das Menu ist wieder für fünf Personen, und da ich außerdem noch einige Rezepte durchprobiert habe, schicke ich sie gleich mit.

1) Klößchen von gebackenem Hecht.

In einem Porzellanmörser werden 250 Gramm frisches Fleisch vom Hecht, der sauber entgrätet sein muß, gehoben; nach und nach gibt man 200 Gramm geriebenes Schwarzbrot, 200 Gramm feine Butter, drei Gelbeier, Salz, Pfeffer und geriebene Muskatmus dazu. Wenn alles miteinander verarbeitet ist, tut man es durch ein Sieb, gibt es auf einen Teller und arbeitet die Form gut durch, indem man einen oder zwei Löffel geschlagene Sahne dazutut, oder, falls sie nicht zur Hand, etwas Lechamelfauce; tue diese Masse auf einen Tisch, auf den Mehl gestäubt ist, teile eiweiße Stücke ab, und forme sie zu kleinen Klößchen, wälze sie in geschlagenem Gelb, dann in Weißbrot und tauche sie in kochende Butter. Wenn sie schön goldbraun sind, richte sie auf einer Platte an, die mit einer Serviette bedeckt ist, garniere sie mit Petersilie und schicke sie zu Tisch.

2) Hammelfäße mit Estragon.

Frische Hammelfäße reinigt man in kaltem Wasser, und kocht sie in Salzwasser, dem ein Eßlöffel Mehl und ein Schuß Essig

beigegeben ist. Dann werden sie sauber abgeschäumt, in zwei Teile geteilt, der große Knochen entfernt und in eine Bratpfanne gelegt.

Man bereitet ein wenig dicke Sauce vor, gibt sie durch ein Sieb auf die Hammelfäße, überstäubt sie mit gewiegteten Estragonblättern, deckt den Topf zu und läßt ihn auf gelindem Feuer schmoren. Kurz vor dem Anrichten wird die Sauce mit zwei Gelbeiern gebunden, ein Stück frische Butter dazugegeben, der Saft einer Citrone darübergefüllt und zu Tisch geschickt.

Nun wünsche ich gutes Gelingen.

Deine Lott.



Sein erstes Theaterstück. Alphonse Daudet, der verdorbene französische Schriftsteller begnügte sich bekanntlich nicht mit dem Ruhme des phantastischen Romanciers, sondern strebte auch nach dem Kranze des Dramatikers, der ihm allerdings versagt blieb. Fast keines seiner Stücke hat einen größeren Erfolg davongetragen, so grazios und liebenswürdig sie auch im einzelnen sein mögen. Und das war der heimliche Schmerz seines Lebens, daß ihm Thalia ihre Gunst versagte, so oft er sich auch darum bemühte. Diese Versuche datieren ziemlich weit zurück, Daudet war noch nicht 22 Jahre alt, als sein erstes Stück aufgeführt wurde. Sehr hübsch hat er in seinen Erinnerungen die begleitenden Umstände seines Debüts und seine Empfindungen erzählt, die ihn bei der Aufführung des Werkes „Das letzte Ideal“ befehlten. Daudet reiste zu Beginn des Winters 1861 nach Algier, um dort seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Infolge der Empfehlungen seines Gönners, des Herzogs von Morny, fand er bei den Spitzen der Behörden, wie bei den Häuptern der algerischen Stämme eine glänzende Aufnahme. So verlebte er eine köstliche Zeit unter dem blauen algerischen Himmel — dennoch kam ihm oft die Sehnsucht nach Paris, mit seinem Nebel und seinem Gaslicht, seinen Cafés und Theatern. Am liebsten dachte er um so sehnsüchtiger, als das Odéon sein Stück, sein erstes Stück, kurz vor seiner Abreise zur Aufführung angenommen hatte. So saß Daudet auch eines schönen Tages im Februar 1862 inmitten seiner arabischen Freunde, mit denen er am Vormittag gejagt hatte, im Schatten des weissen Zeltes, das sein Freund Dualem zum Schutz gegen die Hitze hatte aufschlagen lassen, und träumte. Vor dem Zelte auf dem Bache liegend, bereitete der Kaffeebock auf einem kleinen Feuer, dessen Rauch gerade in die Höhe stieg, den duftenden Mokka. Die kleine Gesellschaft saß schweigend da, denn die Araber verstanden kaum zwanzig Worte französisch, während Daudet höchstens zehn arabische Vokabeln wußte. So konnte er sich ganz ungestört beim Duft des Mokkas und der Zigaretten, seinen Gedanken an Paris hingeben, wo er sich im Geiste im Theater, während der Proben seines Stückes sieht. Er durchlebte alle Momente bis zur Aufführung, sieht sich in einem Café in Gesellschaft eines Freundes des angestrebten Erfolgs seines Werkes warten — alles das sieht er körperlich greifbar vor sich, inmitten der einsamen Landschaft, welche die untergehende Sonne mit rosigem Schimmer überzieht. Da plötzlich — erzählt der Dichter — entsteht eine lebhafteste Bewegung: die Hunde bellen, die Diener rennen, und ein langer Tausel von Spahi in rotem Burnus pariert sein Pferd vor mir und sagt: „Sidi Daoudi?“ Er überreichte mir eine Depesche, die mir von Paris bis Nisianehe gefolgt war; sie enthielt nur die Worte: „Gestern Stück aufgeführt, großer Erfolg.“ Ich las die Depesche, und las sie wieder, zwanzigmal, hundertmal, wie einen Liebesbrief. Als die Algas meine Hände zittern, meine Augen leuchten sahen, lächelten sie mich an und sprachen arabisch untereinander. Der intelligenteste von ihnen nahm seine ganzen Sprachkenntnisse zusammen und sagte zu mir: „Frankreich... Nachrichten... Familie?“ — Ach nein, es waren keine Nachrichten von meiner Familie, die mir solch köstliches Herzklopfen erregten. Und da ich den Gedanken nicht ertragen konnte, niemanden zu haben, dem ich meine Freude mitteilen könnte, fing ich an mit den vier arabischen Worten, die ich wußte, und den zwanzig französischen, deren Kenntnis ich bei ihnen voraussetzte, ihnen zu erklären, was ein Theater ist und die Wichtigkeit einer Premiere in Paris. Eine harte Arbeit, wie man sich denken kann! Es hielt den Dichter nicht länger. Hals über Kopf fuhr er nach Paris und vom Bahnhof sogleich in das Odéon. Hier wartete seiner eine große Enttäuschung. Das Theater war aus Anlaß der Fastnacht mit Studenten und Studentinnen in Maskenkostümen angefüllt und es schien dem Dichter unmöglich, Pölschinselt zum weinen zu bringen. Aber sie weinten doch. Zur Rechten Daudets saß eine Maske, die von dem Stück so erschüttert wurde, daß die Schellen an ihrer Kappe fortwährend klingelten, und zu seiner Linken saß eine große Pierrotte, die ebenfalls sehr komisch in ihrer Nüchternung aussah, denn zwei dicke Tränenströme rollten aus ihren großen

Augen, auf ihren gepuderten Wangen Hefe-Furchen ziehend. Daudet wünschte sich hundert Fuß tief unter die Erde, denn er fand das Stück infam. Die Schauspieler waren vorzüglich, aber der Unterschied zwischen dem, was ihm vorgespielt hatte, und wie es sich ihm hier auf der Bühne zeigte, war zu gewaltig. Daudet schämte sich, er glaubte, das Publikum mache sich lustig über ihn. Er begrüßte es als eine Erlösung, als endlich der Vorhang fiel und eilte davon, sich im Schatten der Häuser haltend, den Kragen hoch geschlagen, „scheu und verstoßen wie ein Dieb.“
P. Z.

Gedankensplitter eines lachenden Philosophen.

Ein Hausbahn wird sich niemals die Ueberzeugung nehmen lassen, daß sein Krähen am Aufgehen der Sonne schuld ist.

Jemand hat behauptet, der Monat Mai wäre ein unglücklicher Monat zum Heiraten. Die übrigen unglücklichen Monate sind: Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember, Januar, Februar, März und April.



Der mysteriöse Pflasterstein. Es war in einer düsteren Novembernacht des Jahres 1852, da hielten zwei Soldaten vor dem Palais des Generals Grafen M. in Dresden Wache. Langsam schritten sie auf und ab; der Hall ihrer Tritte war das einzige Geräusch, das man auf der einsamen Straße hörte. Finster, ohne irgend einen Lichtschimmer, lag das Palais, lagen die angrenzenden Häuser da. Plötzlich tauchte vor den erschrockenen Soldaten eine verummte Gestalt auf. Unheimliche Augen blickten aus einem durch den Hut halbverdeckten Gesicht hervor. Geräuschlos glitt der Unbekannte an den beiden Posten vorüber. Doch nur bis zur Straßenecke. Dort machte er Halt und sah sich noch einmal um. Die Soldaten wurden neugierig. Sie folgten der Gestalt. Was der Verummte vornahm, erschien ihnen unerklärlich. Vorwärts geneigt und langsam zählend machte er Schritt vor Schritt; auf einmal blieb er stehen, als ob er gefunden hätte, was er gesucht. Vorsichtig blickte er sich um. Seine Augen blieben auf den beiden Soldaten ruhen. Er winkte sie heran. Langsam traten sie näher.

„Dieser Louisd'or gehört euch,“ flüsterte der Unbekannte, indem er ein Goldstück hervorzog, mit verstellter Stimme, „wenn ihr mir den Pflasterstein, auf dem ich stehe, mit euren Bajonnetten herausgräbt. Aber seid vorsichtig wie das Grab, teilt Niemandem mit, was ihr gesehen, was ihr getan.“

Die Soldaten gehorchten. Mit ängstlicher Sorgfalt, die ihnen der Unheimliche immer von neuem wieder anempfahl, machten sie mit ihren Bajonnetten den Stein locker. Mit den Händen durften sie ihn nicht berühren. Endlich hatten sie ihn herausgegraben. Der Unbekannte betrachtete ihn lange von allen Seiten, als ob er sich überzeugen wollte, daß er auch den richtigen festhalte, dann wickelte er ihn sorgfältig in ein schwarzes Tuch, verbarg ihn unter seinem Mantel, drückte einem der Soldaten den versprochenen Louisd'or in die Hand und verschwand ebenso geräuschlos, wie er aufgetaucht war.

Die beiden Soldaten sahen sich verdutzt an. Sie glaubten zu träumen, aber da war ja der Louisd'or, da war das Loch im Straßenpflaster. Sie schüttelten die Köpfe und kehrten auf ihren Posten zurück. Es dauerte nicht lange, so wurden sie abgelöst. Auf der Wache entstand ein Streit zwischen ihnen. Sie kannten den Wert des Louisd'ors nicht und vermochten nicht, ihn zu teilen. Der Wortwechsel drang endlich zu den Ohren des wachhabenden Offiziers. Zu seiner Verwunderung erkundete die Ursache des Streites. Er meldete am nächsten Morgen das Dienstvergehen der beiden Schutzwachen und ihre Erzählung. Die Soldaten wurden bestraft, weil sie ihren Posten verlassen hatten. Man untersuchte das Straßenpflaster an der angegebenen Stelle; das Loch war da und nicht wegzuleugnen. War in dem Stein ein Schatz verborgen gewesen? Wer konnte darüber Aufschluß geben? Ein undurchdringlicher Schleier lag über dem geheimnisvollen Vorfall. Nachdem man sich lange die Köpfe zerbrochen hatte, gab man es endlich auf, die Lösung des Rätsels zu finden.

Jahre vergingen. Jene beiden Soldaten waren längst aus dem Dienst entlassen. Der eine von ihnen kam nach Wien. Hier lernte er den Kammerdiener des Barons W. kennen. Als sie eines Abends vergnügt bei einem Glas Wein saßen, erzählte der Kammerdiener, den der Wein redselig gemacht hatte, allerhand lustige Streiche, die sein Herr und er verübt. „In Dresden,“ hob er von neuem an, „war mein Herr verliebt in die junge Komtesse M., seine gegenwärtige Frau. Vergebens bat er sie um ein Stelldichein; sie schlug es ihm ab, denn zwei Schutzwachen vor dem Palais ihres Vaters machten jede Zusammenkunft unmöglich. Der Baron beschloß, mit mehrer Hilfe dieses

Hindernis aus dem Wege zu räumen. Mit einem Louisd'or gelang es mir, die beiden Soldaten, die Posten stehen sollten, bei Seite zu bringen und so lange hinzuhalten, bis mein Herr die Komtesse gesprochen hatte. Ich verlangte nämlich von den dummen Tölpeln —“

„Halt, mein Herr Kammerdiener,“ rief der Ersoldat, „der eine von diesen Tölpeln war ich!“



Ein originelles Kopfkissen. Ludwig I., der kunstliebende König von Bayern, wurde am 25. August 1786 im „Zweibrückerhof“ zu Strassburg i. E. geboren. Sein Vater war Prinz Maximilian von Zweibrücken, und König Ludwig XVI. von Frankreich hatte sich bereit erklärt, bei dem Neugeborenen eine Patenstelle zu übernehmen. Als Prinz Maximilian wenige Tage nach der Geburt seines Sohnes sein Regiment „Elsaß“ mußerte, war er nicht wenig erstaunt, dessen Grenadiere ohne Schnurr- und Backenbärte zu sehen, deren sorgfältige Pflege den Soldaten stets so sehr am Herzen gelegen hatte. Der Prinz geriet in großen Zorn über die Insubordination, daß man in einer so hochwichtigen Angelegenheit nicht vorher seine Erlaubnis eingeholt hatte, und drohte mit strenger Strafe. Da traten zwei Unteroffiziere des Regiments vor und überreichten dem nicht wenig überraschten Obristen ein kleines Kissen, das nicht mit Federn oder Rosshaaren, sondern mit den Bärten der Grenadiere des Regiments gepolstert war, als Ruhepfahl für den Neugeborenen. Der Prinz lachte sehr über die originelle Huldigung und ordnete an, daß der junge Prinz in seiner Wiege das martialische Kopfkissen zum Ruhepfahl erhalte.

Alexander v. Humboldt wurde viel von jungen Gelehrten belästigt, die ihm ihre Arbeiten vorlegten und ihn um sein Urteil baten. Eines Tages wurde ihm auch wieder ein recht des Mädywerk gebracht, und der Verfasser desselben erbat sich die Erlaubnis, ihn gelegentlich um seine Meinung fragen zu dürfen. Als er nun nach Verlauf von einigen Tagen wiederkam, fragte ihn Humboldt: „Können Sie dichten?“

„Ja wohl,“ lautete die Antwort.

„Dann bringen Sie die Arbeit in Reime.“

„Diese Arbeit? — ein rein wissenschaftliches Werk?“ fragte der Andere erstaunt, „warum denn?“

„Weil sie in vorliegender Form ganz ungereimt ist,“ antwortete Humboldt kaltblütig.

Ein interessanter Toast. Bei einem großen Mahle, welchem auch der berühmte englische Komiker Mathews beizuhnte, brachte einst Doktor Shehan, Herausgeber einer Zeitschrift in Dublin, die Gesundheit des damals bereits verstorbenen Großkanzlers John Curran aus.

„Wer wird die Gesundheit von Toten ausbringen! Das ist unschicklich!“ rief ein Gast Namens Plunket.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung!“ erwiderte Shehan. „Wollen Sie wetten, daß Curran nicht tot ist?“

„Gut, wetten wir fünf Pfund!“

„Die Wette gilt!“ fiel Shehan ein. „Auf Curran's Gesundheit!“

Der Toast war kaum verklingen und von der ganzen Gesellschaft mit Lachen und Beifallsklatschen beantwortet worden, als Mathews sich erhob und mit einer tiefen Verbeugung für die Ehre dankte, die man ihm erwiesen. Gleich beim ersten Worte erkannte jedermann Stimme, Accent, Gesticulation, ja selbst die Fäße Curran's. Aber noch größer war die Ueberraschung, als Mathews ganz in der Weise, wie es Curran zu tun pflegte, eine Frage erörterte, welche zu jener Zeit das allgemeine Interesse erregte.

Plunket, sonst nichts weniger als ein Verschwender — geriet so in Entzücken über diesen Pseudo-Curran, daß er fünf Pfundnoten seinem Gegner hinwarf und ausrief: „Ich habe verloren. Curran lebt und wird nicht sterben, so lange Mathews noch auf der Welt ist!“

Zuener im Charakter der Rolle. Edmund Kean, der nach einer harten Schule der Entbehrungen endlich der gefeierte „Star“ des Drury-Lane-Theaters geworden, wurde zu einem Gastspiel nach Cheltenham geladen, wo sich zurzeit die Spitzen der englischen Aristokratie aufhielten. Er folgte diesem Auf. Das zahlreich versammelte Theaterpublikum, ungeduldig dem etwas verzögerten Aufzug des Vorhanges harrend, schrie endlich ungestüm: „Kean! Kean! Kean!“ Kean erinnerte sich bei diesen schmeichelhaften Rufen der vielen Tage, die er in Elend und Mangel bei kleinen Wanderbühnen zugebracht. Mit starken, dröhnenden Schritten ging er, bereits als Richard III. gekleidet, hinter dem Vorhang auf und ab. Auf einmal ballte er seine Faust gegen das Publikum und rief laut, so daß es im Saale zu hören war: „Schuft, die Ihr seid! Einst liegt Ihr mich halb verhungert und heute macht Ihr einen Gott aus mir! Hol! Euch alle der Henker!“